

LESEPROBE SKRUPELLOSE MACHT

Montag, 22.6.1998

Hätte ich geahnt, was mich in Brüssel erwartet, hätte ich mich standhaft geweigert. So aber ließ ich am übernächsten Nachmittag meinen Blick über das imposante Parlamentsgebäude gleiten, einen Berg aus Glas und Stahl. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Es war kurz vor vier Uhr. Die Büroangestellten machten frühestens um fünf Uhr Feierabend, es war also noch früh genug für einen ersten Versuch.

Von einem zuvorkommenden Aktenkofferträger wurde mir auf der Suche nach einem Parkplatz schließlich der entscheidende Hinweis zuteil. Mein Wagen samt Hund stand in der wohltemperierten Tiefgarage des Parlamentsgebäudes, auf der Ebene für Besucher, während ich mit dem Aufzug ins Foyer fuhr.

Anders als am vergangenen Freitag, als Tante Greta ihr Glück in der Rue Wietz 60, im EU-Parlamentsgebäude, versucht hatte, waren heute erstaunlich wenige Wachleute zu sehen. Als mich die Dame an der Information fragte, zu wem ich denn bitte wollte, war ich gut vorbereitet. Ich verriet natürlich nicht, dass ich auf der Suche nach Katrin Wübbers war, der Sekretärin des kürzlich verstorbenen EU-Abgeordneten Gessner. Zum Glück hatte sich Greta den Namen der Kollegin gemerkt, die ihr vor ein paar Tagen vom Auffinden des toten Abgeordneten durch unsere Katrin erzählt hatte.

„Zu Frau Rückert. Ines Rückert.“

Die junge Frau heftete mir einen Besucherausweis ans Revers und beschrieb mir den Weg zum Büro von Madame Rückert, zweiter Stock, den Flur links vom Aufzug entlang gehen bis zum Zimmer 286.

„Dort drüben befinden sich die Aufzüge. Bevor Sie das Gebäude verlassen, kommen Sie bitte noch einmal zu mir.“ Sie wies auf mehrere gläserne Fahrstühle. Ich dankte lächelnd und drückte im Lift gehorsam auf die Zwei. Und anschließend, weniger gehorsam, auf die Vier.

Ich fand, dass mich nichts von einer der Beschäftigten unterschied, denn ich trug mein schwarzes, kniefreies Citykostüm, dezent geschnitten und nur wenig figurbetont, dazu halbhohe Pumps und zur Feier des Tages ein wenig Make-up. Statt meiner üblichen Großraumhandtasche hielten meine vor Aufregung klammen Finger den hochwertigen Lederaktenkoffer umklammert, den mir Justus geborgt hatte. Den Rest der Tarnung besorgte eine arrogante Miene. Auf dem irre langen Flur im vierten Stockwerk begegnete ich nur wenigen Leuten, während ich mit wiegendem Schritt den Gang entlang schritt. Gut, dass sich an jeder Tür ein Namensschild befand.

Ich stand vor dem Büro des verstorbenen Abgeordneten Gessner, der wie Katrin aus Münster stammte. Sie hatte ihn kennengelernt, als sie in seinem Heimatbüro während ihrer Ausbildung im Bereich Büromanagement ein Praktikum absolviert hatte. Rasch sah ich mich um, bevor ich vorsichtig die Türklinke drückte. Die Tür war verschlossen. Hätte ich mir ja auch denken können. Wenigstens befand sich kein Polizeisiegel daran.

Die Tür zu seinem Vorzimmer hingegen war unverschlossen. Ich klopfte leise und wartete drei Sekunden lang ab. Keine Antwort. Ich klopfte noch einmal, dann vergewisserte ich mich, dass niemand in der Nähe war und trat rasch ein.

Die Luft in Katrins Büro roch angenehm frisch dank Klimaanlage. Zwei Grünpflanzen auf der Fensterbank verliehen dem hypermodern eingerichteten Raum

einen leisen Anstrich von Büroidylle, auch wenn die Blumen ihre Blätter hängen ließen. Die Einbauschränke waren abgeschlossen, ebenso ihr Schreibtisch, auf dem neben den üblichen Utensilien wie Stifte in einem Lederbecher, Locher und Hefter ein winziger Silberrahmen stand. Darin strahlte mir das Lächeln eines attraktiven Unbekannten im Alter von vielleicht dreißig Jahren entgegen. Diese Art von Lächeln kannte ich nur zu gut, sie brachten einem nichts wie Ärger ein. Schnell ließ ich den kleinen Rahmen in der Aktentasche verschwinden.

Da ich selbst lange genug selbst Schreibtischtäterin bei der Bank gewesen war, kannte ich die Plätze, an denen vorsichtige Büromenschen ihre Schreibtischschlüssel vermeintlich sicher deponieren. Wie erwartet lagen die von Katrin unter ihrer PC-Tastatur.

Nachdem ich nach draußen horchte und nichts hörte, schloss ich Katrins Schreibtisch auf. Der Schlüsselbund, der sich in der obersten Schublade in einer Zigarrenkiste befand, würde mir hoffentlich Zugang zu ihrer Wohnung verschaffen. Ich selbst hatte immer einen Ersatzschlüssel für meine Wohnung in meinem Schreibtisch aufbewahrt. Diese Schlüssel wanderten deshalb ebenfalls in meine Aktentasche.

Es befanden sich keinerlei Akten in den Schubladen, aber das war weder zu erwarten gewesen noch lag es in meiner Absicht, diese zu lesen. Außerdem kannte ich nicht eine einzige Sekretärin die derart idiotisch war, wichtige Papiere in ihrem Schreibtisch und nicht im Aktenschrank einzuschließen. Und nebenbei gingen mich die Vorgänge in dieser Behörde nicht das Geringste an. Nicht mehr jedenfalls als jeden anderen europäischen Wähler und Steuerzahler. Katrins Filo Fax in der zweiten Schublade von oben hingegen konnte mir vielleicht Aufschluss über ihre sozialen Kontakte vermitteln. Das Aktenkofferschloss schnappte erneut zu.

Mich überkam plötzlich brennender Durst und ich suchte nach dem obligatorischen Waschbecken, das in jedem Vorzimmer jeder Sekretärin Wasser für die Kaffeemaschine zur Verfügung stellt. Neben dem Schreibtischschlüssel befand sich noch ein weiterer Schlüssel am Schlüsselbund, mit dem sich tatsächlich einer der Einbauschränke öffnen ließ. Ich zuckte zurück, doch es war nur mein Spiegelbild, das mir entgeistert entgegen starnte. Unterhalb des Spiegels kam ein winziges Waschbecken zutage, das in die Ablagefläche eines zweitürigen Unterschranks eingelassen war. Die Türen entpuppten sich zur Hälfte als Kühlschrank und zur anderen Hälfte als Vorratsschrank. Darin befanden sich Kaffee, edle Kekse und ein enttäuschend schlichtes Kaffeegeschirr. Ich nahm eine der Tassen und ließ das Wasser lange genug laufen, damit das abgestandene Wasser dem deutlich kühleren weichen konnte. Gierig trank ich, spülte die Tasse dann heiß aus und trocknete sie mit dem vorhandenen Geschirrtuch ab, bevor ich sie zurück in den Schrank stellte.

Ich erlag der Versuchung, den Sitz meiner Frisur im Spiegel zu kontrollieren, als mein Blick auf eine Medikamentenbox fiel, die auf der winzigen Ablage darunter stand. Eine Box, wie sie in jeder Apotheke käuflich zu erwerben ist. Sieben Miniboxen, für jeden Wochentag eine, unterteilt in jeweils drei kleine Fächer für morgens, mittags und abends. Einundzwanzig kleine Behälter. Und es lagen noch nicht verbrauchte Medikamente darin, kleine Pillen in Weiß und Zartgelb sowie durchsichtige, längliche Kapseln, gefüllt mit einem bräunlichen Granulat.

Greta hatte Freitag und Samstag nach Katrin gesucht. Also war Gessner in der Nacht von Donnerstag auf Freitag verstorben. Ich war mir sicher, es so auch in einem kurzen Artikel in der Osnabrücker Tageszeitung gelesen zu haben. Garantiert hatte Katrin darauf geachtet, dass ihr Chef seine Tabletten regelmäßig einnahm. Noch während ihrer Zeit in seinem Münsteraner Büro hatte Gessner seinen zweiten Herzinfarkt erlitten, sie kannte also das Risiko eines weiteren Infarkts. Ich schüttelte die Box. So, wie es aussah, hatte er alle Medikamente einschließlich die vom vergangenen Donnerstag eingenommen.

Erst ab Freitagmorgen war seine Medizin in den Fächern liegen geblieben. Automatisch wanderte auch diese Box in meine Aktentasche.

Ich lockerte gerade mit den Fingern mein verschwitztes, langes Haar, in das ich mühsam ein paar Locken frisiert hatte, als mir im Spiegel ein graumelierter Dreitagebart entgegenblickte. Er rahmte einen nicht eben freundlich lächelnden Mund ein. „Shit, wie können Sie mich nur so erschrecken,“ keuchte ich und schaute den Mann fassungslos im Spiegel an.

„Was haben Sie hier zu suchen?“ Französischer Akzent, jedes „H“ wurde verschluckt. Und woher wusste dieses grimmig dreinblickende Mannsbild, dass es mit mir Deutsch reden musste?

Zeit schinden, denk dir was aus, befahl ich mir. Dann drehte ich mich zu ihm herum.

Vor mir stand eine Autoritätsperson, groß, breitschultrig, muskulös, grimmiger Blick. Dieser Blick war eine Kriegserklärung, nicht mehr, nicht weniger. Weniger beeindruckend als der Mann fiel die einfallslose Uniform aus, die ihn als Wachmann auswies: Schwarze Hose, schwarze Schuhe, schwarze Lederjacke mit dem Emblem irgendeines Sicherheitsdienstes. Ich schaute genauer hin. Group Sécurité Partout. Dazu ein Walkie-Talkie, das er lässig in der Linken hielt, während er mit seiner Rechten meinen Oberarm packte und mich ohne jede Anstrengung durchschüttelte. So mochte sich Titus also fühlen, sollte ich jemals den Ratschlägen in diesen idiotischen Ratgebern zum Thema Hundeerziehung Folge leisten.

„Raus mit der Sprache! Was haben Sie hier zu suchen?“ Der Mann knurrte zwar wie Titus, roch allerdings besser aus dem Mund. Und der war nur wenige Zentimeter von meinem Gesicht entfernt. Ich tippte auf Spearmint Kaugummi.

„So lange Sie darauf bestehen, mir körperliche Gewalt anzutun, sage ich kein Wort,“ stieß ich mit Mühe hervor, denn mein Arm schmerzte wirklich. Frechheit siegt bekanntlich und ich war empört und wütend zugleich. „Und lassen Sie mich gefälligst augenblicklich los.“ Meine Bemühungen um ein angenehmeres Gesprächsklima fruchteten. Der Wachmann nahm tatsächlich seine Hand von mir.

„Besser, Sie verärgern mich nicht, Madame,“ brummte er einschüchternd.

Misch nischt. Unter anderen Umständen hätte ich ihm stundenlang zuhören können, er hatte eine angenehm dunkle Stimme. Es klang in meinen Ohren immer wundervoll, wenn ein Franzose deutsch sprach. War er überhaupt Franzose? Oder Belgier? Oder Luxemburger? Und erwartete dieser Kerl ernsthaft, dass ich seine Drohung ernst nahm? Die erste Runde war zwar an mich gegangen, doch warnte mich der funkelnde Blick aus dunklen Augen, daraus nicht automatisch auf das Ende dieses Gefechtes zu schließen.

Ich richtete mich auf und drückte mein Kreuz durch. Dann strich ich mir mit Nachdruck mein Jackett glatt, eine einzige Geste weiblicher Empörung. Zwar stand ich noch ein wenig unter Schock, bekam mich aber gerade halbwegs wieder in den Griff. Jetzt benötigte ich nur etwas Zeit, um an einer ihn zufrieden stellenden Antwort zu feilen. Aber die beste Lüge ist und bleibt die Wahrheit, oder nicht?

„Ich wollte nur einen Schluck Wasser trinken. Mein Kreislauf.“ Ob meine Stimme wohl schwach klang?

Als Antwort auf seine Frage war ihm meine Erklärung anscheinend zu dürftig. „Besser, Sie reden nicht solch einen Unsinn.“ Der Ledermann klang nicht im Geringsten amüsiert. „Madame Richter.“

Ich sperrte den Mund auf, korrigierte mein Verhalten jedoch umgehend und begriff, dass mich der Besucherausweis an meinem Revers verriet. „Nun“, antwortete ich betont

hochnäsig, „Sie sind mir gegenüber im Vorteil, Sie kennen meinen Namen. Dürfte ich dann bitte Ihren Namen erfahren?“ Mein Lächeln war hoffentlich so eisig, wie ich es beabsichtigte. „Für meine Beschwerde.“

Während er noch überlegte, musterte ich ihn eingehend und fand, dass man sich im Allgemeinen einen Wachmann genauso vorzustellen hatte: Kompakter Körperbau, mindestens eins neunzig groß, graumeliertes, kurzes Haar über einer langsam höher werdenden Stirn, dazu ein Stoppelbart, ebenfalls graumeliert, leicht verkniffene, jedoch irritierend sinnliche Lippen, wirkungsvoll dunkle Augen, alles in allem genau der Typ Mann, dessen Ausstrahlung Menschen wie mich einzuschüchtern vermochte. Nicht unbedingt ein verschlagener Blick, dafür aber Macho-Allüren satt. Hier blies sich jemand ganz schön auf. Berufskrankheit? Oder war der Kerl von Hause aus ein Arschloch? „Ich warte. Ihren Namen, bitte,“ forderte ich ihn erneut auf, in einem bewusst barschen Tonfall.

„Leiter des Sicherheitsdienstes, Philipp Guiader.“ Falsche Reihenfolge. Also ein Arschloch. „Und nun kommen wir endlich zur Sache, Madame Richter,“ fuhr er fort. „Was haben Sie hier verloren? Oder sollte ich besser sagen, was haben Sie hier gesucht?“ Er sprach wie ein bekannter deutscher Schauspieler, der einen Franzosen in einem Hollywood Film gemimt hatte, ich kam aber einfach nicht auf dessen Namen. Das totale Klischee.

Er kannte zwar meinen Namen, aber kannte er auch die familiären Hintergründe zwischen Katrin und mir? Besser, Unwichtiges zugeben, dachte ich und hielt mich für eine würdige Nachfolgerin von Mata Hari, einer Legende in Sachen Ermittlungen und Spionage.

„Ich bin auf der Suche nach Frau Wübbers. Sie ist meine“, hier wurde es leider kompliziert, „also meine Tante ist ihre Großtante.“ Ich dachte angestrengt nach. „Nein, stimmt nicht. Also die Mutter von Katrin Wübbers war mit meinem Cousin Manfred verheiratet. Demnach bin ich ihre...“ Ich stotterte, verlor den Faden und erntete das mir dafür zustehende spöttische Lachen. „Ach, ist ja auch egal,“ rief ich aus, „jedenfalls bin ich eine Verwandte von ihr, um ein paar Ecken herum!“

Dieses unverschämte Grinsen! „Madame, nachdem ich jetzt ausreichend über Ihre Familie im Bilde bin, fahren Sie bitte fort. Bis jetzt ist all das noch recht amüsant.“

„Nehmen Sie mich gefälligst ernst,“ fauchte ich und kniff wütend die Augen zusammen.

Guiader brachte sein Gesicht nah an meines heran, wobei jeder Anflug von Spott aus seinem Blick verschwand. „Madame, das sollten Sie sich lieber nicht wünschen,“ meinte er in eisigem Tonfall, der mir sofort auf den Magen schlug. Den Umgang mit Autoritätspersonen hatte ich leider nicht so im Griff, wie ich es gerne hätte. „Leicht könnte es sonst geschehen, dass Sie Bekanntschaft machen mit einer belgischen Arrestzelle, avez-vous compris?“

„Pah.“ Ich lachte herausfordernd. „Mit welcher Begründung?“ Meine Stimme krächzte, während mein Blick hoffentlich furchtlos wirkte. Dieses Hannibal-Lektor-Grinsen hatte dieser Typ aber so richtig gut drauf.

„Hausfriedensbruch? Einbruch? Was ist Ihnen lieber?“

„Einbruch“, schnaubte ich, „bei einer unverschlossenen Bürotür? Sie machen sich ja lächerlich.“

Leichtfüßig wie ein Boxer trat er einen Schritt auf mich zu. Fast erwartete ich, dass er seine Arme hochnahm, um meine Reflexe zu testen. Ein weiterer Einschüchterungsversuch.

„Wir befinden uns hier nicht in irgendeiner“, er suchte kurz nach einem geeigneten

Wort, „Suppenküche. Sie sind in einen sensiblen Sicherheitsbereich eingedrungen, ist Ihnen das nicht klar, Madame?“, herrschte er mich an.

Ob ich mit der Klein-Mädchen-Tour durchkam, trotz meiner dunklen Stimme?

„Irgendwo musste ich ja anfangen, nach Katrin Wübbers zu suchen“, versuchte ich es. „Was würden Sie denn an meiner Stelle tun? Da verschwindet eine blutjunge Verwandte von einem Moment auf den anderen und natürlich machen wir uns Gedanken, denn das ist einfach nicht ihre Art. Man fängt also an zu spekulieren, ist doch logisch. Man fragt sich, ob das Auffinden ihres toten Chefs das Mädchen so in Panik versetzt hat oder ob es etwas gibt, von dem ihre Familie nichts weiß. Mein Gott, kapieren Sie denn nicht? Wir sorgen uns ganz einfach um Katrin.“

„Und wer sagt Ihnen, dass wir nicht ebenfalls besorgt sind um diese junge Dame,“ entfuhr es ihm. Sein Gesichtsausdruck zeigte, dass ihm die Frage entschlüpft war.

„Wirklich?“ Damit hatte ich nicht gerechnet.

Ein grimmiges Nicken seinerseits. „Naturelement.“ Eine Ader an seiner Schläfe begann zu pochen.

Ich atmete langsam aus und sah ihm prüfend in die Augen. „Dann stellt sich mir allerdings die Frage, aus welchem Grund Sie oder wer auch immer sich um Katrin sorgen sollten.“ Langsam kehrte etwas von meinem Selbstbewusstsein zurück. Und von meinem Zorn auf Männer wie diesen. Meine Stimme gewann mit jedem Wort an Stärke. „Meinen Sie wirklich, ich nehme Ihnen ab, dass sich hier auch nur irgendjemand Gedanken um eine unwichtige, kleine Sekretärin macht?“

Er schien wieder spontan antworten zu wollen, hielt dann aber inne. Mit gesenkter Stimme antwortete er schließlich: „Wer sagt denn, dass Madame Wübbers unwichtig ist?“ Und im selben Moment schien sich dieser Guader für seine Worte ohrfeigen zu können. Gewohnt einschüchternd trat er erneut zu nahe an mich heran. „Und jetzt verschwinden Sie gefälligst“, schnauzte er barsch.

Meine Gedanken rasten, dennoch klang meine Stimme überraschend ruhig, als ich antwortete. „Merkwürdig. Sehr merkwürdig. Hier ist doch etwas faul, Monsieur. Warum schickt man einen Wadenbeißer wie Sie, um mich einzuschüchtern? Mich, eine harmlose Besucherin?“ Herausfordernd sah ich ihn an. Mir kam gar nicht erst in den Sinn, dass mein Verhalten tatsächlich Konsequenzen für mich hätte haben können.

Sein betont beherrschter Gesichtsausdruck veränderte sich, er lief tiefrot an. „Fordern Sie Ihr Schicksal lieber nicht heraus, Madame Richter. Finis. Und jetzt ich begleite Sie nach draußen. Und noch etwas.“ Er beugte sich zu mir herunter. „Lassen Sie sich nie wieder hier blicken. Besser, Sie befolgen meinen gut gemeinten Rat.“

Sein Blick durchbohrte mich, dann packte er mich grob am Ellbogen und zog mich, dicht an sich gedrückt, zur Tür. Somit war ich gezwungen, seinen nach Kaugummi riechenden Atem zu schlucken. Mir war etwas mulmig zumute. Konnte man mein Handeln tatsächlich als Hausfriedensbruch ansehen?

Und ja, mein Körper schlug mir prompt ein Schnippchen. Ich atmete den männlich würzigen Duft ein, eine Mischung aus Aftershave, Zigaretten und Leder, genoss für Sekunden die so lange vermisste Nähe eines Mannes.

Verdammt, ich war einfach schon viel zu lange Single.

„Hören Sie, ich bin Steuerzahlerin“, japste ich, während ich vergeblich versuchte, mich von ihm loszureißen, während er mich einfach mit sich zog. „Genau genommen bezahle ich Ihr Gehalt, Sie...Sie...“ Mein loses Mundwerk half mir leider nicht weiter. Ich deutete mit dem Kinn auf Gessners Büro, an dem wir gerade vorbeikamen. „Wann ist

seine Beerdigung?“

Er lachte spöttisch. „Sie schnüffeln doch so gerne herum, Madame. Finden Sie es selbst heraus.“

Der Kerl machte mich stinksauer. „Schön, wenn man es mit derart kooperativen Menschen wie Ihnen zu tun hat, Guiader. Nun sagen Sie schon.“

Sein heiseres Lachen hörte sich an wie das Zischen einer Schlange. „Ich habe mich schon gefragt, wann Sie die kleine Wildkatze von der Leine lassen, Madame.“ In mir brodelte Zorn, während er sich köstlich zu amüsieren schien. „Und um wie viel schöner ist es, wenn man dieses gastliche Land auch wieder verlassen darf, n'est-ce pas?“ Er grinste unverschämt.

Mit diesen Worten schubste er mich in einen der Fahrstühle, deren Tür sich gerade öffnete. In rasanter Fahrt ging es nach unten. Mein Magen revoltierte, doch da hatten wir schon wieder festen Boden unter den Füßen. Mir war ein wenig übel, doch ich hatte schließlich mein Gesicht zu verlieren und riss mich zusammen.

„Sie sollten es lieber nicht wagen, mir zu drohen,“ zischte ich zurück, da das Foyer voller Menschen und mir diese Situation ausgesprochen peinlich war. Wenigstens fühlte ich mich ihm hier nicht mehr hilflos ausgeliefert. Was war da oben eigentlich passiert? Hatte ich in ein Wespennest gestochen? Oder spielte mir bloß meine Einbildungskraft einen Streich? Nein, tat sie nicht, entschied ich. Etwas war faul an Katrins Verschwinden, da war ich mir inzwischen sicher.

Wir standen in der flirrenden Hitze vor dem Gebäude, als der Wachmann endlich meinen Arm los ließ und mich, wie in der Abgeschiedenheit von Katrins Büros, erneut von oben bis unten musterte. „Gessner wird morgen in seiner Heimat beerdigt,“ sagte er gedehnt, bevor sein Gesichtsausdruck wieder anzüglich wurde. „Du kannst von Glück sagen, dass du an Philipp Guiader geraten bist, Chouchou,“ raunte er in vertraulichem Ton in mein Ohr. „Und jetzt hau bloß ab!“

Chouchou. Ein Kosename? Wohl kaum. Eine Beleidigung? Schon eher. Ich wusste es nicht. Dieses Wort hatte ich noch nie gehört. Ich ließ ihn wortlos stehen und schritt erhobenen Hauptes zur Rampe, die zur Tiefgarage führte. Trotzdem grübelte ich noch lange darüber nach, was sein letzter Blick besagt haben mochte. Der Teil seines Blickes, der nicht meinen Beinen geglolten hatte.

Brüssel Dienstag, 23.6.1998

Bei meiner Rückkehr ins Hotelzimmer sah ich mich um und lobte Titus, der sich während meiner Abwesenheit anständig verhalten hatte, auch wenn mich die noch warme Kuhle auf meinem Bett leicht verdrießlich stimmte. Dann nahm ich mein nagelneues Handy zur Hand und meldete mich bei Greta.

„Marla, du hast ja keine Ahnung, welche Sorgen ich mir gemacht habe“, bekam ich prompt in anklagendem Tonfall zu hören.

„Tut mir leid,“ murmelte ich schuldig, auch wenn ich keinen Grund dazu hatte.

„Oh, tut es das? Nun, wenigstens etwas. Jetzt hast du dir endlich ein Handy gekauft und bist trotzdem nicht erreichbar, meldet sich trotzdem nur wieder diese bescheuerte Mailbox.“ Ihre Empörung war filmreif. „Du hast das Handy doch nicht etwa ausgestellt?“

Ich war nicht so verrückt, dieses Thema zu vertiefen. „Katrin hat sich also inzwischen nicht bei dir gemeldet,“ stellte ich in nüchternem Ton fest.

Gretas Nerven waren definitiv überstrapaziert. „Merkt man das etwa?“ Ihre pampige Frage verzieh ich ihr großmütig angesichts eigener Versäumnisse. Die Berichterstattung über den gestrigen Tagesverlauf fand Greta absolut unzufrieden stellend. Sie ermahnte mich nochmal eindringlich, alles Erdenkliche zu versuchen, um das Kind zu finden.

„Ich werde nachher mit Katrins Kollegin reden“, versuchte ich, sie zu beschwichtigen.

„Was? Das hast du noch gar nicht?“

„Ich habe dir doch gerade erzählt, dass ich von einem dieser Sicherheitstypen aus dem Gebäude eskortiert wurde. Besser gesagt rausgeschmissen. Er hat mich in Katrins Büro erwischt, bevor ich mit der jungen Frau reden konnte.“

Noch einmal berichtete ich, was mir in Katrins Büro aufgefallen war, nämlich rein gar nichts. Außer dass ich mich jetzt im Besitz eines Fotos befand, das vermutlich ihren Freund zeigte. Und dass das Büro ihres Chefs verschlossen, aber nicht versiegelt gewesen war. Also keine Mordermittlung, sondern ganz normale Ermittlungen angesichts einer natürlichen Todesursache. Aus unzähligen Kriminalromanen wusste ich, dass trotzdem eine Autopsie durchgeführt wurde, wenn jemand ohne Zeugen verstarb. Leider war der Abgeordnete nicht in einem Krankenhaus verstorben.

Nachdem ich auflegt hatte fiel mir wieder Gessners Medikamentenbox ein. Es war zwar nicht viel, was ich tun konnte, aber es war ein erster Schritt. Wir waren vorhin an einer Apotheke vorbeigekommen und machten uns erneut auf den Weg.

„Madame, wie bereits gesagt, handelt es sich offenbar um häufig verschriebene Herz-Präparate mit Langzeitwirkung, um Blutdrucksenker und Betablocker,“ belehrte mich der Mann ungehalten. Sehr kooperativ war dieser Apotheker nicht, aber wenigstens sprach er leidlich gut Deutsch. „Es macht absolut keinen Sinn, den Inhalt dieser Medikamente untersuchen zu lassen. Ich habe die Medikamente erkannt und die Beipackzettel schlüsseln detailliert die Zusammensetzung der Präparate auf. Hier, lesen Sie selbst.“ Er hielt mir mehrere Zettel mit Erklärungen auf Französisch unter die Nase.

Bei Fragen oder Nebenwirkungen erschlagen Sie Ihren Arzt oder Apotheker! Äußerlich blieb ich jedoch ruhig. „Bitte Monsieur, erläutern Sie mir noch einmal, wann ein Arzt diese Medikamente verordnet.“ Ich gab mich bewusst schüchtern, denn studierte Machos mochten meiner Erfahrung nach kleinlaute, unsichere Frauen.

„Man verordnet sie zum Beispiel nach einem schweren Herzinfarkt oder wenn ein Patient unter einem unregelmäßigen Herzschlag leidet.“ Der Apotheker reagierte immer genervter.

Ich stellte mich begriffsstutzig. „Und was genau bewirken diese Präparate?“

„Laienhaft ausgedrückt, dass das geschädigte Herz weiterhin seinen Dienst tut, auch und gerade unter Belastung. Sie wirken quasi als Regulatoren, Madame.“

„Dann nimmt man sie also nur dann ein, wenn man sich schlecht fühlt oder wenn...“

„Nein,“ unterbrach er mich mit unwirsch und mit theatralischen Armbewegungen. „Wichtig ist eine kontinuierliche, prophylaktische Einnahme. Dreimal täglich. Bei akuten Anfällen zusätzlich natürlich noch das Spray. Das allerdings nur bei Bedarf.“

„Welches Spray“, fragte ich verwirrt.

„Zu dieser Medikamentierung gehört in der Regel ein Nitro-Spray.“

„Das ich aber nicht gefunden habe.“ Ich hatte ihn gebeten, sich die Medikamente meines herzkranken Onkels auf Vollständigkeit und deren Kombination auf Wirksamkeit zu prüfen, da dies die Pillen waren, die mein Onkel bei seinem letzten Besuch bei mir

vergessen hatte. Und leider sei er inzwischen so schusselig, dass ich erneut damit rechnete, dass er seine Medikamente wieder zuhause vergessen würde, wenn er mich jetzt erneut besuchte.

„Merci beaucoup, Monsieur!“, bedanke ich mich überschwänglich. „Jetzt bin ich etwas ruhiger, denn er ist ja zum Glück durch die Einnahme dieser Medikamente vor einem erneuten Herzinfarkt geschützt. Es muss ja nicht ausgerechnet während des Aufenthaltes bei seiner Lieblingsnichte etwas passieren.“

„Mon dieu!“ Der Mann raufte sich die Haare und für eine Weile verstand ich kein Wort, denn der Apotheker verfiel in eine Sprache, die sich auch mit viel Fantasie nicht identifizieren ließ. Ob es dieses <Bruxellois> war, eine Melange aus Wallonisch und Flämisch? Angeblich wurde es nur noch von wenigen Brüsselern beherrscht.

„Madame, vor einem Herzinfarkt schützt Sie nichts und niemand, außer vielleicht eine gesunde Lebensweise und sehr, sehr viel Sport. Vielleicht! Doch diese Medikamente,“ er deutete auf Gessners Pillen, „senken zumindest deutlich die Wahrscheinlichkeit eines erneuten Infarkts.“

Na bitte, wenn er wollte, sprach der Mann sogar in ganzen Sätzen. „Was genau verursacht denn eigentlich einen Herzinfarkt?“, nervte ich unerschrocken weiter.

Er antwortete erst, nachdem er die Augenbrauen hochgezogen und genervt geseufzt hatte. „Ungesunde Lebensweise, Übergewicht, anhaltender Stress, zu viel Aufregung, zu wenig Bewegung, zu viele zu schwere Mahlzeiten und natürlich auch eine familiäre Disposition,“ leierte er einige Gründe herunter. „Es gibt tausend Gründe für einen Infarkt. Suchen Sie sich einen aus, Madame.“

„Gut, ich habe verstanden, Monsieur. Nochmals vielen Dank für Ihre Geduld. Au revoir.“ Ich grapschte nach den Tabletten und sah zu, dass ich verschwand, bevor ich das Infarktrisiko des Apothekers weiter in die Höhe trieb.

Mittwoch, 24.6.1998

Ich hatte beschissen geschlafen und noch beschissener geträumt. Gegen halb sechs fand ich mich damit ab, kein Auge mehr zu tun zu können und drehte mit Titus eine ausgiebige Runde. Zu dieser frühen Stunde präsentierte sich Brüssel beinahe menschenleer.

Bevor ich eine Stunde später den Frühstücksraum betrat, ging ich zum Portier und bat ihn, mir die Adresse der Familie van der Heijden zu besorgen. Einige Zeit später, ich knabberte gerade an einem köstlichen Croissant, reichte er mir einen Zettel mit einer Telefonnummer. Eine Adresse hatte der freundliche Herr leider nicht herausfinden können, sie stand nicht im Telefonbuch, wie er mir versicherte.

Als ich gegen halb neun von meinem Zimmer aus diese Nummer wählte, schien ich nicht den Hausherrn, wohl aber den Hüter des Hauses am Apparat zu haben. „Würden Sie mich bitte mit Monsieur Frederic van der Heijden verbinden“, fragte ich, nachdem ich den Wunsch für einen guten Tag mit gleicher Ernsthaftigkeit erwidert hatte.

„Bedaure“, sagte der Angestellte gedehnt und erweckte damit den Anschein, als hätten wir uns in einen alten Edgar Wallace Film verirrt.

„Bedaure, mich nicht verbinden zu dürfen oder bedaure, dass Monsieur nicht anwesend ist,“ änderte ich das Drehbuch.

„Leider kann ich mit Monsieur Frederic nicht dienen. Ich verbinde Sie mit seinem Vater, Monsieur Albert van der Heijden. Un moment, s'il vous plaît.“

Bevor ich etwas erwidern konnte, säuselte auch schon die kleine Nachtmusik in der Leitung und ich war bitter enttäuscht über den Musikgeschmack der so genannten feinen Gesellschaft.

„Madame Richter“, fragte plötzlich eine autoritär klingende Stimme im Hörer, „womit kann ich Ihnen dienen?“

„Bonjour“, erwiderte ich um van der Heijden daran zu erinnern, dass mir ein Mindestmaß an Höflichkeit angebracht erschien, „ich möchte gerne Ihren Sohn sprechen, Monsieur van der Heijden. Ihren Sohn Frederic, um genau zu sein.“

Ein kurzes Zögern. „In welcher Angelegenheit?“

„Verzeihen Sie, aber Ihr Sohn ist volljährig, richtig? Den Grund meines Anrufes werde ich ihm daher selbst mitteilen.“

Das Lachen klang unerwartet angenehm. „Ich verstehe, Madame. Ich kann nur hoffen, dass es sich nicht um etwas Unangenehmes handelt.“ Der Mann sprach fast akzentfrei Deutsch.

„Eher um etwas Privates.“

Wieder ertönte das sonore Lachen. „Madame, unter uns... Sind es nicht gerade die privaten Dinge, die manchmal so schrecklich unangenehm sein können?“

„Und gehe ich recht in der Annahme, dass Sie dessen ungeachtet nicht der Zensor Ihres erwachsenen Sohnes sind?“

Der Mann zögerte kurz, seine Stimme klang jetzt sachlicher. „Sie haben Kinder?“ Er war so höflich, keine Antwort zu erwarten. „Müssen wir dann nicht dauernd auf Unannehmlichkeiten gefasst sein, Madame?“

„Zählt darunter für Sie auch die Liebe, Monsieur?“

Ich hörte, wie van der Heijden überrascht Luft holte. „Madame, darf ich Ihnen einen Vorschlag unterbreiten? Lassen Sie uns doch heute Mittag zum Déjeuner treffen. Mir scheint, dass wir ein interessantes Gespräch führen werden.“ Er wartete meine Zustimmung nicht ab. „Kennen Sie das Hotel Metropole am Place de Brouckère? Bon. Das Hotelrestaurant dort ist ganz ausgezeichnet. Darf ich Ihnen meinen Wagen schicken?“

So etwas gibt es doch nur beim Denver Clan, dachte ich kopfschüttelnd. „Nein danke.“ Ich hatte nicht nur meinen Stolz, ich war inzwischen auch etwas vorsichtiger geworden. „Ich schlage vor, wir treffen uns im Hotel. Am besten bringen Sie Ihren Sohn gleich mit. Au revoir.“ Damit war das Gespräch für mich beendet. Ich legte auf.

Da ich weder einen Anhaltspunkt noch eine Idee hatte, wo ich noch nach Katrin suchen könnte, vertrieb ich mir die Zeit bis zum Mittag, sehr zur Freude von Titus, mit einem weiteren Spaziergang. Dann zog ich mein Kostüm an, schnappte mir Justus Aktenmappe und ließ mir vom Portier ein Taxi rufen. Kleider machen nicht nur Leute, sie täuschen mitunter selbst ihre Träger. Wann immer ich dieses Outfit trug, fühlte ich mich gleich Business like.

Auf dem Weg zurück zum Hotel kaufte ich an einem Zeitungskiosk sämtliche deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften, derer ich habhaft werden konnte. Damit setzte ich mich auf den winzigen, von einer schmiedeeisernen Balustrade begrenzten Balkon, der vor meinem Hotelzimmer an der Fassade klebte. Titus hatte ich im Hotelzimmer gelassen und freute mich, dass er während meiner Abwesenheit brav gewesen war.

Betrug. Das Wort elektrisierte mich, setzte eine Reihe von Assoziationen frei und mein Hirn fuhr Achterbahn, bis sich mir ein anderer Begriff aufdrängte. Korruption.

Nachrichtenfetzen erschienen vor meinem geistigen Auge, doch ließen sie sich partout nicht logisch zusammensetzen. Warum hatte ich mich in Sachen Politik auch so lange als Vogel Strauß betätigt? Hatte ich all meine Aufmerksamkeit zunächst meiner Seele und dann ausschließlich dem Schreiben gewidmet? In den vergangenen zwei Jahren hatte ich kaum je ferngesehen und noch seltener eine Zeitung gelesen. Und warum war ich mir jetzt so verdammt sicher, auf eine Fährte gestoßen zu sein?

Obwohl sich Titus alle Mühe gab, unser Zimmer mit Konfetti aus Zeitungspapier zu verschönern, gelang es mir, die wichtigsten Artikel vor ihm in Sicherheit zu bringen. Eine Meldung berichtete von dem Plan der deutschen Bundesregierung, bei ihrer Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern künftig Anti-Korruptions-Klauseln in die Verträge aufzunehmen, in denen sich beide Seiten zu effektiven Maßnahmen gegen Bestechung verpflichteten. Ferner hieß es, Korruption sei ein globales Phänomen, dem bedingungslos der Kampf angesagt werden müsse.

Eine andere Zeitung ließ sich über die in Brüssel angeblich gängige Praxis aus, Freunden lukrative Posten zuzuschancen. Und dafür abzukassieren, mutmaßte ich.

Ohne die Bedeutung dieser Meldung zu erkennen las ich, dass die Abgeordneten des Europäischen Parlaments in diesem Jahr der Europäischen Kommission vielleicht erstmals keine Entlastung für die ordnungsgemäße Ausführung des Haushaltes 1996 erteilen würden. Die Summe des Gesamthaushaltes belaufe sich auf immerhin 169 Milliarden D-Mark. Diese ungeheure Summe machte mir deutlich, mit welcher mächtigen Leuten ich es hier in Brüssel zu tun hatte.

Es war schließlich eine kleine Meldung mit Foto, die mich beinahe vom Stuhl riss. Darin wurde behauptet, eine belgische Bewachungsfirma, die Anfang der neunziger Jahre von der EU einen zig-Millionen-Auftrag zur Bewachung von über 100 Gebäuden erhalten habe, stelle Rechnungen über nie erbrachte Leistungen aus. Zwei geschmierte, in dem Artikel natürlich nicht namentlich genannte EU-Beamte, würden diese Praxis decken. Das winzige, aus größerer Entfernung aufgenommene Foto neben dem Artikel zeigte den beflaggten Eingang eines mir unbekanntes Gebäudes. Einige Männer in für Security Personal obligatorischen Lederjacken gingen gerade hinein. Einer von ihnen war im Profil zu sehen.

Ich war mir sicher, in ihm Guider zu erkennen.